



[Nachdruck verboten.]

Die Rose von Granada.

Roman von Jean Rameau.

2) Autorisierte Uebersetzung von Adolf Neuböf.

Bruder Markus nahm sofort einen Strick an sich und ging zum Stalle.

„Du wirst diesen Ochsen nach Montségur bringen und ihn an den Fleischer Dubourdieu verkaufen,“ sagte der Prior und zeigte auf Martin. „Er ist zur Felzarbeit schon zu alt, scheint mir aber zum Schlachten gerade im richtigen Zustande zu sein. Führe ihn nur gleich hinunter und sage Herrn Dubourdieu, daß wir uns über den Preis morgen Vormittag verständigen werden.“

Dann wandte er sich zu Lazar und fuhr fort:

„Mein Sohn, die Glocke hat bereits geladen. Gehen wir in die Kapelle, um mit unseren Brüdern zu beten.“

Damit drehte er sich um und schlug die Richtung zur Kapelle ein. Schweigend strömten von allen Seiten die Väter in ihren weißen, die Brüder in ihren braunen Gewändern und die Novizen in ihrer weltlichen Kleidung dem gleichen Ziele zu.

II.

Lazar folgte dem Prior. Aber seine Knieen wankten und es wurde ihm dunkel vor den Augen. Man mußte ihn in der Kapelle an seinen Platz führen. Er begriff nichts von den Gebeten, die seine Lippen mechanisch murmelten; Herz und Sinn waren nicht bei der Sache.

Herz und Sinn waren dort unten geblieben vor dem Stalle des Klosters, wo er seinen einzigen Freund Martin hatte verlassen müssen. In diesem Augenblick legte wohl der Bruder Markus dem vertrauten Genossen den Strick um die Hörner! Dann führte er ihn zum Kloster hinaus und brachte ihn schließlich zur Schlachtbank, ihn, das einzige Wesen, das er auf dieser Welt liebte!

Lazar horchte gespannt. Er versuchte zu hören, was dort unten auf dem Klosterhofe vorging. Ohne Zweifel schritt jetzt der Ochse hinter dem Bruder Martin drein, seine Füße stampften schwer auf dem Sand, und aus den Nüstern wälkte sich sein unruhiger Athem in der Abendkühle. Er entfernte sich immer weiter, der Mönch zog ihn zum Klosterthore hinaus und führte ihn dann den Weg nach Montségur hinunter, einem entseßlichen Schicksale entgegen!

Und in einigen wenigen Stunden würde der gute, alte Martin erschlagen werden, ohne daß sein Herr ihm helfen könnte, würde todt niederfallen, während sein Herr ohnmächtig fern von ihm weilt!

Die gefalteten Hände Lazars wandten sich in Verzweiflung.

Die Mönche verließen die Kapelle. Er folgte ihnen mit unsicheren Schritten, und als er auf den Hof kam, sah er thränenden Auges die tiefen Spuren, die die Hufe Martins hinter den Stiefelindrücken des Bruders Markus in dem weichen Boden hinterlassen hatten.

Bis zur Pförtnerstube verfolgte er diese Spuren des Thieres und des Menschen, die ein Trappist bereits schweigend mit den Spigen einer Harke verwischt. Und als die Glocke die Mönche ins Refektorium zur Abendmahlzeit rief, da standen dem Bruder Lazar die Thränen in den Augen.

Seine Gefährten sahen seinen Kummer und wunderten sich darüber. Ein Trappist soll ununterbrochen heiter erscheinen; denn wer den Frieden im Herzen trägt, der muß auch die Freude auf dem Antlitz zeigen.

Bei der Mahlzeit konnte Lazar keinen Bissen bekommen. Zum ersten Male seit langen Jahren verschloß sich sein Magen vor dem schwarzen Brode des Klosters. Er begnügte sich deshalb damit, etwas Wasser zu trinken. Auf der Kanzel des Refektoriums stand ein Vater und las mit lauter Stimme erbauliche Stellen aus frommen Schriften vor, aber Lazar verstand davon kein Wort. Gerade ihm gegenüber an der weißen, gefalteten Wand grinst ein Todtenkopf, und darunter standen die Worte:

Ihr, die ihr mich hier seht,
Ihr werdet einst sein wie ich!

Aber Lazar sah nichts.

Es wurde noch ein gemeinsames Gebet gesprochen, dann stiegen die Brüder und Novizen zum Schlaßaal empor, um sich bis Mitternacht auf ihren Strohsäcken zu ruhen.

Oh, wie schön und weich erschienen den Brüdern die harten Strohsäcke, wenn sie sich Abends, den Körper von der schweren Arbeit erschlagen und den Geist von den frommen Betrachtungen ermüdet, auf ihnen niederstrecken durften! Wie gut hatte Lazar seit sieben Jahren auf ihnen geschlafen! Aber diese Nacht wollte der erquickende Schlaf nicht kommen; seine Augen blieben in der Finsterniß weit geöffnet. Und während die anderen Mönche, die Kapuze über den Kopf gezogen und die Stiefel noch an den Füßen, um ihn herum der wohlverdienten Ruhe pflegten, ließ er seine Gedanken zurückschweifen in die Vergangenheit, gedachte seiner Kindheit und rief sich die Geschichte dieses treuen Freundes Martin ins Gedächtniß zurück, der jetzt seinen letzten Gang machte.

Dort unten war es, gen Norden zu, in dem fruchtbarer Thale des Abour, da stand an den Ufern des Flusses ein schönes, prächtiges Schloß, von den anderen drei Seiten umrahmt von gigantischen, wie grüne Riesenspeile zum Himmel emporstieghenden Pappeln. In diesem Schloß lebten ein Mann und eine Frau, die sich Herr und Frau Fontarröde nannten, und zu ihren Füßen spielte ein Knabe, der den Namen Etienne trug. . . Dieser Knabe war er, Lazar, selbst gewesen, und dieser Mann und diese Frau sein Vater und seine Mutter. Damals waren die drei Personen froh und glücklich gewesen, denn ihre ganze Umgebung athmete Wohlbefinden und Reichthum; sie hatten prächtige Möbel und zahlreiche Dienerschaft, und das Glück schien für alle Zeit seinen Wohnsitz im Schlosse aufgeschlagen zu haben. Aber schon sehr bald änderte sich das Gesicht. Eines Tages waren aus Paris schlimme Nachrichten eingetroffen, ein Finanzkrach hatte das Vermögen der

Sontarröde vollständig bis auf den letzten Rest verschlungen und der Vater des jungen Etienne, der von heute auf morgen ein Bettler geworden war, hätte nicht den Muth gefunden, in der Armuth zu leben, und hatte sich an einem Baume seines Vaters erhängt. Nun wurde die Dienerschaft entlassen, die Pappeln wurden abgechnitten, das Schloß und die Meiereien kamen unter den Hammer. Etiennes Mutter mußte sich mit ihrem Sohne in ein kleines Mühlenhäuschen zurückziehen, ein bescheidenes, schon etwas altersschwaches Gebäude, das an einem Seitenarm des Abour gelegen war. Hier führte sie ein kümmerliches, fast elendes Leben und überwachte und leitete die Erziehung ihres etwas melancholisch angelegten Kindes, das, Dank ihrer größten Opfern und Entbehrungen, seine Studien hatte fortsetzen können.

Da erhob sich ganz urplötzlich in einer Frühlingsnacht ein fürchterliches Getöse in dem sonst so stillen Thale. Es war ein anhaltendes dumpfes Brausen, wie bei dem Herannahen eines wilden Orkans. Die Schneemassen im Gebirge waren geschmolzen, und mit furchtbarer Gewalt stürzten die Fluthen von den Felsen herunter zu Thal, Alles, was ihnen im Wege stand, verheerend, Bäume entwurzeln, Brücken, Häuser und ganze Dörfer zerstörend und mit sich fortreichend. Der Abour war hoch über seine Ufer getreten. Als die erwachende Morgenröthe einen Ausblick gestattete, sah man die ganze Ebene um die Mühle herum mit reißendem, schmutzigen Wasser bedeckt, und auf den Fluthen trieben Strohbindel, schreiende, brüllende und blökende Hausthiere, Balken und allerlei Hausgeräth aus den zerstörten Gebäuden. Dabei stieg das Wasser noch immer höher. Wohin sollte man fliehen? Zwei Meter hohes Wasser bedeckte alle Wege, und von einem Kahn war weit und breit nichts zu sehen. Gegen Mittag war dann die Mühle über den Häuptern ihrer entsetzten Bewohner zusammengestürzt. Etienne entsann sich nur noch dunkel eines entsetzlichen Krachens, eines wilden Durcheinanders von Ziegeln, Balken, Möbeln und Geräthen aller Art und schließlich der Berührung mit der eisig kalten Fluth, die ihm die Besinnung geraubt hatte. Am Abend hatte er sich dann auf einem Weinberg wiedergefunden, sich an einem mit einer Schmutzkruste überzogenen Tisch krampfhaft anklammernd.

An der Stelle, an der das Haus gestanden hatte, war nichts mehr davon zu sehen. Alle übrigen Bewohner des Hauses, seine Mutter, das Dienstmädchen, der Ackerknecht, sowie die Ochsen, die zur Bearbeitung einiger zur Mühle gehöriger Ländereien dienten, waren von der rasenden Fluth fortgerissen und verschlungen worden. Nicht einmal ihre Leichen wurden gefunden. Am folgenden Tage jedoch entdeckte man einen der beiden Ochsen, den, der im Joch auf der linken Seite ging, den Martin, lebend in einem Steinbruch, wohin ihn die Wasser des Abour mit seiner Krippe geworfen hatten. Er verdankte seine Rettung der Halskette, die nicht gerissen war und die ihn an der schwimmenden Krippe festgehalten hatte.

Diese entsetzliche Katastrophe hätte dem armen Etienne beinahe die Vernunft geraubt. Er war damals siebenzehn Jahre alt und sah in dem schrecklichen Ereigniß den Zorn Gottes, der diese verdamnte Familie der Sontarröde vernichten wollte, die so lange ihre Tage in Reichthum und Müßiggang verbracht hatte.

Aus diesem Gedankengange heraus war in ihm der Entschluß gereift, Trappist zu werden. Er hatte die Sünden seiner Väter sühnen wollen, und um das aufs Gründlichste zu thun, hatte er sich den Orden ausgesucht, der die härteste Regel hat, jenen Orden, von dem der heilige Bernhard geschrieben hat: Unser Orden ist die Selbsterleugnung selbst.

Nach wenigen Jahren des Noviziats hätte er in dem Kloster, Dank seiner vortrefflichen Erziehung ganz gewiß zum

Vater aufrücken können. Aber die Trappisten-Patres gehen in weißes Ninnen gekleidet, sie tragen Leberstiefel an den Füßen und arbeiten nicht auf den Feldern. Und das, was Etienne wollte, mindestens zwanzig Jahre lang wollte, das war gerade körperlich arbeiten, pflügen, graben, sich Weine und Arme erschneiden, das dürftigste, elendste, gemeinste Leben führen, das einer menschlichen Kreatur überhaupt möglich ist, um den Müßiggang seiner Vorfahren zu sühnen und um nach seinem Tode im heiligen Geiste erhöht zu werden und den Frieden seiner Seele zu finden.

Er wußte, daß sich bei Montségur-en-Véarn ein Trappisten-Kloster befand. Hier ging er hin und erzählte dem Prior der frommen Gemeinschaft die rührende Geschichte seines Unglücks und uamentlich den entsetzlichen Tod seiner Eltern. In Anbetracht seines jugendlichen Alters, seines schweren Schicksals und des Bedürfnisses nach Liebe und Zärtlichkeit, das sein Herz noch empfand, wurde es ihm gestattet, seinen einzigen überlebenden Freund, den Ochsen Martin, mit in das Kloster zu nehmen, zumal das Thier einen guten Theil seines Vermögens ausmachte und das beste Stück war, das er in die religiöse Gemeinschaft einbringen konnte.

Seitdem hatte Etienne Sontarröde, aus dem der Bruder Lazar geworden war, sieben lange Jahre hindurch an Martins Seite schwer gearbeitet. Er hatte für seinen Ochsen ein besonderes Joch geschnitten, das es ihm gestattete, seinen Freund allein einzuspannen, und so besorgte Martin zuweilen die Arbeit, die sonst von zwei Thieren ausgeführt zu werden pflegte. Man ließ ihn auf dem leichteren Boden die Egge ziehen; man spannte ihn an besonders schwierigen Stellen vor ein pflügendes Ochsenpaar, und sein Herr war stolz auf ihn.

Der Bruder Lazar hatte noch seinen Großvater väterlicherseits, François Sontarröde, am Leben, einen in Bordeaux lebenden, sehr rührigen und recht wohlhabenden Weingroßhändler, der keinen andern Erben besaß als diesen einen Enkel. Der Alte war jedoch ein abgelagter Feind alles Pfaffenthums und machte daraus auch nicht im Geringsten ein Hehl. Als Etienne die Kunde genommen hatte, wollte sein Großvater deshalb nichts mehr von ihm wissen, und so war Martin thatsächlich das einzige lebende Wesen auf der Welt, das für den jungen Trappisten zärtliche Gefühle hegte.

Lazar hatte in den ersten Jahren des Noviziats manche trübe Stunde, in der ihm der Muth sank und das Gefühl unsagbaren Unglücks seine Seele erfüllte. Wie wohlthuend war ihm in solchen Augenblicken die Nähe seines guten Martin! Welches Mitgefühl las er in den Augen des treuen Thieres, und welche zärtlichen Erinnerungen weckte seine dumpfe, klagende Stimme in seinem Busen. Sobald Martin seinen Herrn kommen sah, streckte er ihm den Kopf entgegen, um sich hinter den Ohren den Hals krauen zu lassen. Und wenn dann Lazar mit seiner feinen Hand, die jeden Tag ein wenig gröber wurde, seinen Freund liebte, dann senkte Martin den Kopf und stand mit einem glückseligen Ausdruck in den Augen unbeweglich da.

An all diese Dinge dachte Bruder Lazar in jener Septembernacht, als er sich auf seinem Strohsack schlaflos hin und her wälzte.

Ganz unbewußt hatte er während dieser Gedanken sein Gesicht nach Süden gewandt, und jetzt glaubte er mit scharfem Auge die Mauer zu durchdringen und das Dorf Montségur-en-Véarn vor sich zu sehen, das in dieser Richtung lag.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Unser Juwel.

Von G. Gysell.

Unser Putti war ein ganz besonderer Hund, ein Juwel seiner Art — wenigstens behaupteten wir, die Besitzer es, und bekräftigten es unsere Bekannten — wenn auch mit einem etwas ironischen Accent.

Sechs Wochen zählte das kleine Hundefräulein, als wir es zum Geschenk erhielten. Es war ein Spitzchen; wie eine Hand groß, schneeweiß, mit ganz grade abstehendem, gleichmäßig langem Haar, machte es den Eindruck eines Rindermüßchens, den man zum Scherz Kopf, Füße und Schwänzchen angefügt hat. Zu dem winzigen Gesicht, dessen Schnauze noch kurz und rund war, zeichneten sich Nase und Augen wie ein Kleeblatt aus schwarzem Malachit ab.

Und wie intelligent war dieses junge Geschöpf, wie sicher mußte es die weichen Felle und Smyrnafußfäden als Ruheplatz zu wählen, wie genau verstand es Sahne der Mitten, Bratensauce einer einfeinigen Bouillon vorzuziehen. Allen Traditionen über die Erziehung junger Hunde zum Troz wuchs es bei einer Ernährung von fast ausschließlich Fleisch und Wasser zu diesem Juwel seiner Rasse heran.

In der That zu einem Juwel — nicht nur mit den Augen der stolzen Besitzer gesehen. Das Fell war glänzend weiß und seideweich, mit einzelnen langen Braunenhaaren durchsetzt, die wie gesponnenes Glas schimmerten. Vom Nacken aus legte sich ein breiter Sattel glatter Haare, an beiden Seiten leicht aufwärts gekrümmt, über den Rücken, wie eine mächtige Straußfeder anzusehen, der Behang an den schmalen Beinchen war tabellos, und hätte Putti nicht den einen Maffenfehler aufgewiesen, den Schwanz, der übrigens herrlich lang und voll war, nach links, anstatt wie es sich gehört nach rechts zu tragen, so wäre sie einfach vollkommen gewesen.

Bei jedem Ausgange heimste das schöne Geschöpf denn auch Aeußerungen einer spontanen Bewunderung ein, „Ach, das liebe, kleine Hündchen!“ — „Welch entzückender Seidenfisp — nein, zu reizend“, — „Totte, doch was vor'n strammen Spitz — den halten Sie man ordentlich warm, Madame“, je nach der Individualität seiner Bewunderer.

Selbstverständlich fand Putti auch unter den Wesen ihrer eigenen Art rene Anbetung, und nicht allzulange dauerte es, daß wir die Hoffnung auf Familienzuwachs nicht mehr von uns weisen konnten.

Gott sei Dank, Putti war keine Mesalliance eingegangen, die vier Kleinen, mit denen sie uns eines schönen Morgens erfreute, waren schneeweiß, seideweich und gerade so „fisp“ wie Putti selbst.

Welche Aufregung in unserer stillen Häuslichkeit, welche Sorge um Mutter und Kindchen! Der Korb, in welchem Putti mit ihrer Familie lag, wurde der Versammlungsort für alle Hausbewohner; es war ein Wettstreit in Bewunderung der Kleinen zappelnden Gesellschaft und ein Entdecken von neuen Schönheiten, Fortschritten und Klugheitsbeweisen der Kleinen, die, mit nüchternen Augen angesehen, wenig Flug und liebreizend erschienen. Um der jungen Putti ihre Mutterpflichten zu erleichtern, gaben wir den Kleinen die Flasche, deren Gummistöpsel ordnungsmäßig in einem Napf mit Wasser aufbewahrt wurde. Was that nun aber die entartete Mutter? Sobald sie dahinter gekommen, daß ihre Jungen mit Hilfe des wohlthätigen Stöpsels gesättigt wurden, legte sie ihnen diesen einfach und gerecht hin und entfernte sich mit dem sichern Gefühl, ihre Pflichten „voll und ganz“ erfüllt zu haben. Daß der Stöpsel allein nicht satt mache, daß es dazu auch einer gefüllten Milchflasche bedürfte, hatte freilich dieses kluge Hundegehirn nicht erfaßt.

Im Lauf der Jahre ergab sich Putti, trotz strenger Aufsicht, einem züellofen Leben und schloß zahlreiche, vorübergehende Verbindungen mit unwürdigen braunen, gelben und schwarzen Röt rn, denen wir eine förmliche Musterkarte junger kleiner Scheußäler in den genannten Farben verdankten.

Doch immer älter und immer ungehehrter wurde Putti — Menschen- und Hundeloos ist darin gleich — und schließlich hob kein schwarzer, brauner oder gelber Strakenhund mehr die Nase schnuppernd nach der einst so unworbenen Schönheit empor. Nach Fraueuart konnte sie sich nicht in das Gefühl ihrer verminderten Reize finden, sie wurde verbittert, knurrig, unerträglich.

Eines Tages war Putti nicht in Haus und Garten, und nicht in ihrer hübschen, aus Rohr geflochtenen, mit sauberen weißen Kissen ausgelegten Hütte zu finden. Suchen, Aufen und Loden blieb vergeblich.

Da, als die Thür des Kleiderchranks in meines Bruders Zimmer geschlossen werden sollte, ein häßliches, ingrinniges Knurren. Auf dem Boden des Schrankes lagen nach Art nicht allzu ordentlicher junger Männer allerlei intime Kleidungsstücke zu scheußlichen Klumpen geballt, und inmitten dieses Gewirrs ruhte unsere aristokratische Putti. In inniger Gemeinschaft mit einer wollenen Unterjacke lag sie da, diese mit Zärtlichkeit an ihre Brust drückend. Sobald sich jemand näherte, begrüßte ihn das böartige Knurren, und wer es wagte, die Hand nach der Jacke auszustrecken, mußte darauf gefaßt sein, Puttis Zähne auf seinem Fleisch zu fühlen. Es gab für sie keine Frühstücks- keine Mittagsstunde, unverändert blieb sie auf ihrem Posten, sodas wir, um sie nicht verhungern zu lassen, ihr Wasser, Milch und allerlei Suppen bringen mußten. Wochenuppen — denn allmählich begann es uns zu dämmern, daß Putti sich einbildete, noch einmal Kindchen zu haben. Eine so rührend gewissenhafte Mutter wie Putti es zur Zeit dieser Einbildung war, fand man wohl so leicht nicht wieder; auch die früheren wirklichen Jungen waren nie annähernd so sorgsam von ihr behandelt worden. Jeden Morgen leckte sie zur Frühtoilette den wollenen Jackenärmel sorgfältig blank, wie sie es ehemals mit ihren Jungen gemacht, jeden Abend, wenn es kälter wurde, schloß sie sich ängstlich um diese imaginären Jungen zuammen, damit diese nicht frieren sollten. Sie dehnte sich wohligh, wenn sie glaubte, daß die Kleinen nun gesättigt seien und nahm eine sorgenvolle Diene an, wenn eins davon vielleicht nicht ganz wohl erschien. Allmählich wurde es uns, den nächsten Familienangehörigen erlaubt, die Kindchen zu streicheln und in die Hand zu nehmen, während Fernerstehende noch immermit wüthendem Gefläß zurückgewiesen wurden.

Nach drei Wochen waren die Kleinen endlich so weit gediehen, daß auch die sorgsamste Mutter es wagen konnte, sie auf eine Stunde allein zu lassen, und als endlich Putti ihren ersten Ausgange versuchte, nahmen wir die Gelegenheit wahr, um den Kleiderchrank sammt der eingebildeten Familie auszuräumen.

Puttis Schmerz war, als sie bei ihrer Rückkehr sich die Kleinen genommen sah, heftig aber kurz. Sie suchte sie im ganzen Hause und als sich nirgends eine Spur entdecken ließ, fand sie sich als Philosophin mit der Thatsache ab. Es waren ihre letzten Mutterfreuden.

Putti erreichte das hohe Hundeaalter von fünfzehn Jahren, aber ihre letzte Lebenszeit wurde durch die Gebrechen des Alters arg verkümmert. Die Schraft nahm ab, die schönen strahlenden, schwarzbraunen Augen erchieneen wie mit einem blauen Schleier verdeckt, der Wagen funktionirte nicht mehr, sodas eine ganz besondere Diät, leicht und kräftig, angewendet werden mußte. Zudem stellte sich Steifheit der Hinterbeine ein, die der armen Dulderin das Laufen fast unmöglich machte, Länglich hatte sie auf die gewohnten Spaziergänge verzichten müssen und selbst die wenigen Treppentufen zum Garten hinunter wurden ihr allzu schwer. Beim Sonnenschein trugen wir sie hinaus auf ein Lager von Kissen und Federn, das auf dem Raen hergerichtet war. Sie sah uns dann mit den verschleiert m Augen dankbar an, leckte uns die Hand und versuchte mit dem Schwanz zu wedeln — aber alles das war so freudlos, so jammervoll, daß es uns ins Herz schnitt. Wir beschloffen daher ein Ende zu machen, zu ihrem und unserem Besten.

An einem besonders schönen und sonnigen Tage wurde sie wieder auf ihr gewohntes Plätzchen getragen, und während ich sie sanft streichelte, stülpte ihr der Thierarzt hinterrücks die Chloroformkappe über den Kopf. Ein paar tiefe Athembzüge, ein einziger gellender, markerchütternder Schrei, ein paar Zuckungen, Putti hatte geendet. Wir haben ihr nie eine Nachfolgerin gegeben. —

Allerlei.

Weibliche Aerzte hat es schon lange vor unserer Zeit, in der sich die Frauen um die Zuassung zum ärztlichen Verufe bemühen, gegeben, und zwar waren es außer geistlichen Frauen, wie der Hebstümm von Genrode, vielfach fürstliche Damen, die sich ihren Mitmenschen hülfreich erwiesen. Hatte in den Tagen der Minne- jänger der vrvundene Ritter bei seiner Dame Pflege gefunden, so salbte die Burgfrau ihrem Gemahl die Wunden, die er im Turnier oder bei einer Fehde davon getragen hatte. An ihrem Gürtel trug

fast jede Burgherrin neben den Schlüsseln zur Speisekammer und Keller auch den zum Arzneischrank, und oft genug erfind sie selbst Heilmittel, die großen Ruhm erlangten. So gab es am Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts ein Lebenswasser der Gräfin von Mansfeld, ein Wasser wider die Dymnast von der Gräfin von Zimmern und ein Jahrhundert früher das berühmte güldene Karfunkel- oder Herzwasser der Kaiserin, nämlich der Gemahlin Kaiser Maximilians des Ersten. Während die Kurfürstin von Sachsen und die Pfalzgräfin von Neuburg die Heilkunst praktisch ausübten, beschäftigte sich die Gräfin von Kent theoretisch damit und gab ein pharmazeutisches Handbüchlein heraus. Auch existirt ein umfangreiches Werk von einer anderen fürstlichen Dame, die es zwar nicht selbst geschrieben hat, aber es doch hat schreiben lassen und von der der Schreiber in der Vorrede sagt: „Darnach will er auch danken than — Fräulein Eleonore lobesjan — Aus Fürstenthlichen Stam erbornen — Vom Hauß zu Württemberg geboren — Welche diß Buch bey ihren Tagen — Mit Fleiß hat laßen zusammentragen — Hat auch Dz. mehrtheil dieser Stück — Selbst practicirt mit großem Glück.“ Außer diesen fürstlichen Damen beschäftigten sich auch vielfach alte Frauen in Dörfern und Städten mit der Arzneikunst, wenn auch meist heimlich und von den Nachbarn mit Mißtrauen angesehen. Ueber diese Kunst haben sich die Aerzte von jeher am meisten geärgert. „Kaum eine Krankheit oder Symptom giebt es“ — so sagt einer der alten Herren entrüstet — „gegen das jene neumann Kugen, alten Weiber nicht ein abergläubisches Mittel anzuwenden wußten.“ Und solche Heilmittelrinnen soll es ja noch heutzutage geben.

Zahlentwahnssinn nennt Dr. Barry in London in der dortigen Zeitschrift „Lancet“ einen Nervenzustand, der diesem Arzte unter seinen Patienten gar nicht selten begegnet ist. Es handelt sich um eine eigenenthümliche Form von Geisteskrankheit, die hauptsächlich in Familien mit ausgeprägter Veranlagung zu nervösen Erkrankungen vorkommt und sich gewöhnlich schon in frühem Alter, zwischen dem sechsten und zehnten Lebensjahre, zeigt. Da ist z. B. ein zehnjähriger Knabe von guter Körperentwicklung, der außer den gewöhnlichen Kinderkrankheiten keine Krankheit gehabt hat. Der Ausbruch des Zahlentwahns stellte sich ganz allmählich ein; der Knabe war häufig zerstreut und wie geistesabwesend, ließ lange auf eine Antwort warten, so daß eine Frage oft drei bis vier Mal wiederholt werden mußte, und seine Augen nahmen oft einen starren Ausdruck an, als ob seine Gedanken weit von seiner Umgebung entfernt wären. Schließlich traten ganz wunderbare Erscheinungen bei dem Knaben zu Tage, in denen die Zahl drei eine merkwürdige Rolle spielte. So konnte das Kind nicht wie andere Menschen einfach durch eine Thür in ein Zimmer hineingehen, sondern mußte erst dreimal die Thürgriff erfassen, dreimal wieder zurücktreten und meistens noch dreimal mit einem Keine gegen das andere schlagen, ehe es wirklich die Thüre passieren konnte. Daß es sich dabei um eine lediglich geistige Störung handelte, ging daraus hervor, daß irgend welche krampfartige Muskelbewegungen sonst niemals zu beobachten waren. Unter einer ähnlichen Störung litt eine siebenjährige Cousine desselben Knaben. Dieses Mädchen konnte seinen Eltern nicht auf gewöhnliche Weise Gute Nacht sagen, sondern mußte jeden Abend etwa ein Duzend Mal aus ihrem Bett kommen und den Gruß wiederholen.

Thure Liebesbriefe. Liebesbriefe, welche 700 Pfstl. kosten, werden nicht alle Tage versendet. Eine reiche, junge Dame in London empfing kürzlich ein billet doux, welches nach dem Berichte einer englischen Zeitung mehr ein Beweis von der Kunstfertigkeit des Goldschmiedes als ihres Berehrers war. Es war eine dünne Goldplatte, auf welcher ein kurzer, aber jählicher Gruß in Diamanten innerhalb eines Herzens von mattem Silber eingraviert war. Dieses kostbare Kunstwerk wurde nicht durch die Post gesandt; es wurde in einer schönen Schachtel von einem Boten überreicht, der auf einem schneeweißen Kellertritt. Fast sechs Monate waren für die Ausführung dieses einzig dastehenden Liebesbeweises nöthig, da die Diamant- Buchstaben sorgfältig ausgehakt werden mußten. Dies kostete die verschwenderische Summe von 700 Pfstl. — Ein musikalischer Berehrer sandte nicht weniger als ein Duzend wunderliche Briefe an seine Braut. Jeder davon kostete 30 Pfstl. Jährliche Worte bildeten den Text zu gefühlvollen Noten, und das Manuscript war reich vergoldet und mit kostbaren Spitzen eingefaßt. Vergoldung und Ausstattung waren von einem japanischen Künstler, welcher auch das Rädchen des Klaviers, in welchem sie gesendet wurden. — Ein anderer Berehrer festigte die Geliebte seines Herzens dadurch, daß er schöne Spitzenlagen nach dem Muster eines Herzens arbeiten ließ, deren jeder einige ipimweibene Worte der treuesten Liebe enthielt. Jede der Spitzenweberinnen erhielt 20 Pfstl., und ein Umschlag von Gold und Seide kostete weitere 7 Pfstl. Dann kam ein schönes Rädchen, und der spimwebartige Liebesbrief wurde abgesendet. Er kostete 50 Pfstl.

Eine gelungene List schützte die Stangen und Drähte der ersten in Chile zur Verbindung der einzelnen Grenzforts eingeführten Telegraphenanlagen vor Beschädigungen seitens der Indianer. In dem chilenischen Lager befanden sich zu jener Zeit etwa ein halbes Hundert gefangener Eingeborener. Diese ließ General Pinto eines Tages antreten; er zeigte ihnen die Telegraphenleitungen und warnte sie, die Drähte zu berühren, da sie nicht wieder davon los könnten.

Die Indianer lächelten dazu ungläubig. Das hatte aber der General nur erhofft, denn jetzt versprach er ihnen, sie von der Wahrheit seiner Worte zu überzeugen. Einer nach dem Andern mußte zwei an die beiden Pole einer starken Batterie gelegte Drähte in die Hände nehmen, und jedesmal, wenn der Herr befahl, die Hände wieder loszulassen, lautete die traurige Antwort: „Ich kann nicht, meine Hände sind erstarret.“ Nachdem alle die Kraft der Elektrizität an sich erprobt hatten, wurde ihnen mit dem strengen Befehl, das ihnen anvertraute Geheimniß niemand zu verrathen, die Freiheit wiedergegeben. Der strenge Befehl hatte den erwünschten Erfolg. Alle Stammesgenossen wurden unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit vor den verzauberten Drähten gewarnt — die Telegraphen-Anlagen erfreuen sich der größten Sicherheit.

Das folgende schneidige Soldatenstückchen eines Britischen Offiziers im Hinterlande der Goldküste erzählt die Londoner Wochenschrift „Outlook“: „Als Lieutenant Henderson allein in das Lager der Sosa in Wa kam, wurde er zuerst als Gefangener behandelt. Die Eingeborenen, die ihn gefangen genommen hatten, berathschlagten sich, in welcher Weise er hingerichtet werden sollte. Der Lieutenant hörte eine Weile ruhig zu, bis er die Gesandte satt bekam. Dann begann er: „Ich kann mich nicht länger mit Euren Gerede abgeben. Ich bin schläftig, Aber laßt mich wissen, wenn Ihr Euren Beschluß gefaßt habt.“ Sagte es und schlief ein. Dieses völlig unerwartete Benehmen rettete ihm das Leben. Seine kühle Gleichgültigkeit brachte die Leute Samorys zu der Ueberzeugung, daß sie es mit einem Manne von großer Bedeutung zu thun hätten. Da wollten sie doch lieber nicht die Verantwortlichkeit für seine Hinrichtung übernehmen. Deshalb sandten sie ihn unbelästigt an das Vostlager Samorys in Junitinlande. Noch einmal rettete Lieutenant Henderson hier sein Leben durch seinen verwegenen Muth. Als man den Lieutenant aufforderte, dem König die landesübliche Ehre zu erweisen und auf Händen und Füßen an ihn heranzukriechen, that der Offizier es nicht. Er setzte sich einfach auf den Thron neben den Samory hin und schüttelte dem Monarchen hergisch die Hand. Dank dieser Unerkroffenheit behandelte ihn der König von dem Augenblick an als Abgeordneten eines großen Souveräns, anstatt eines zum Tode zu verurtheilenden Gefangenen. Lieutenant Henderson redete mit Samory über die Königin und Samory redete über sich selber. So endete eine Mission, die leicht in dem Schweigen des Grabes hätte endigen können, in der Anknüpfung werthvoller Beziehungen für die Zukunft zwis. den Großbritannien und einem mächtigen Mohammedanischen König in Afrika.

Ein glückliches Frankfurter Ehepaar theilt die Ankunft zweier kleiner Weltbürger Bekannten und Verwandten in folgender launiger Weise auf einer reizend ausgestatteten Karte mit:

Wir melden frohe Botschaft heute:
Der Storch ist bei uns eingelehrt,
Und hat, weil er es gültig meinte,
Zwei Kinder uns zumal bescheert.

Mama wollt immer ja ein Mädchen,
Papa ein Bübchen zu der Schaar,
Nun hat ein Jeder seinen Willen —
— Es ist ein prächtig Zwillingpaar!

Vom Büchertisch.

— In das Dunkel, das über der Geschichte der schönen Vatermörderin waltet, deren Schicksal Romanschriftstellern und Dichtern, darunter einem Poeten wie Percy Bysshe Shelley, Stoff zu ergreifenden Schöpfungen gegeben hat, leuchtet wieder einmal ein Forscher, der die historischen Fakten mit dem Auge des Psychologen zu betrachten bemüht ist, hinein. Georg von Wenker kommt in seinem im Februarheft von „Nord und Süd“ (Breslau, Schleffische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender) veröffentlichten, eingehenden Aufsatz: „Beatrice Cenci“ zu dem Resultat, daß die heut zu allgemeiner Geltung gekommene, und auch den Darstellungen unserer Konversations-Lexika zu Grunde gelegte Anschauung des römischen Archivars Bertolotti, nach welcher Beatrice Cenci, die eine sittenlose Dirne gewesen, nicht in Vertheidigung ihrer angegriffenen Ehre, sondern lediglich aus Haß gegen das strenge, despotische Familienhaupt zur Vatermörderin geworden, durchaus nicht genügend begründet ist. Trotz allen Scharfsinns, den Bertolotti aufgebracht, hält Wenker seine Beweisführung für verunglückt und stellt sich auf die Seite der Vorgänger Bertolottis und des Romanschriftstellers Guerrazzi. — Das Februarheft von „Nord und Süd“ enthält ferner die interessanten Abhandlungen: „Die Italiener in Afrika“ von E. Matthe (Schluß); „Das Fräulein von Oberzeug“ von Siegfried Fritze; einen, von drei ungedruckten Briefen Karl Gustow's und Verthold Auerbach's begleiteten biographischen Aufsatz Adolf Rohrs über Max Ring, dessen Portrait in ausgezeichneter Radirung von Johann Lindner dem Hefte beigegeben ist; eine Novelle von Julius Weisshofen: „Thalatta-Thalatta“ und eine poetische Erzählung von Richard Joormann: „Campo Santo“. Den Reichtum macht eine illustrierte Bibliographie.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto L. Heile. Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.